Zu Wielands Gedächtnis

Autor(en): **Kaeslin, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750623

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZU WIELANDS GEDÄCHTNIS

Ein Winter-Sonntagnachmittag. Leiser Schneeglanz gleitet von den Dächern der benachbarten Häuser her ins Dämmer meines Studierzimmers; die von keinem Laut getrübte Stille verheißt eine Stunde ruhevollen Genießens. Ich möchte etwas lesen, nichts Modernes, Problemschweres, nein, etwas Heiter-Behagliches aus Urgroßvaters Zeit. Vom Bücherbrett glänzt eine Reihe von Bänden, braun mit Gold: Christoph Martin Wielands ausgewählte Werke. Ich greife nach einem davon, und mein Blick fällt auf eine Seite aus der Erzählung in Versen: *Gandalin* oder Liebe um Liebe. Eine unbestimmte Erinnerung, dass mir das einmal Freude gemacht habe, veranlasst mich zurückzublättern bis zum Anfang, und bald umfängt mich der Zauberduft des Abenteuerwesens, das sich hier so liebenswürdig entfaltet. Das ist sie wieder, die Geschichte des edlen Ritters Gandalin, der die schöne Prinzessin aus Brabant so glühend liebte und der es, da sie ihm nicht glauben will, unternimmt, drei volle Jahre auf Abenteuer auszureiten, dabei nie einem schönen Weib aus dem Wege zu gehen und doch ihr, der angebeteten Sonnemon, ohne Wanken die Treue zu halten. Er schwingt sich auf sein edles Ross und reitet mit schwerer Brust von dannen.

Allmählich (Gott sei drum gelobt!)
Spielte ihr altes wohltätiges Spiel
Die Phantasie, taucht ins Gefühl
Des Gegenwärtigen alle Bilder
Der schmerzlich süßen Vergangenheit;
Alles wird dumpfer, dämmernder, milder
Und schwimmt in lieblicher Ungewissheit,
Bis aus den sanft verworrnen Schatten
Sich jene magische Welt erhebt,
Wo Wirklichkeit und Traum sich gatten,
Und Geist der Liebe um alles webt.
Statt, wo er hinsah, sie nicht zu sehen,
Sieht er jetzt durch dies Zauberglas
Sein Fräulein überall vor ihm stehen;
Aus jedem Tropfen an Laub und Gras
Glänzt ihm ihr sonnichter Blick entgegen.
Sie sieht er ruhn an diesem Bach
Sie stellt er in diesen Blütenregen.
Ihr weiht er dieses grüne Dach
Zur Laube. — O dass ich hier,

In diesem einsamen Tale, von dir
Allein gekannt, geliebt, du Teure,
Von dir — o Wonne! Geliebt von dir
Das ewige Leben der Liebe feire!

Und wie geht's nun dem schmachtenden Liebhaber? Bald wäre seine Prüfungszeit zu Ende, und sogar den Versuchungen, die am Hofe zu Paris dem Heldenherzen drohen, hat er widerstanden. Siehe, da führt ihn zu geheimnisvoller Abendstunde eine fremde Zofe durch einen dunkeln Gang in ein altfränkisches Gemach, wo auf einem weichen Bette:

Und nun — und nun, wie weiter? — Ich wette,
Zu raten, worauf ihr Herren passt!
Da denkt ihr, soll zu euerm Vergnügen
So eine schlafende Venus liegen
In Tizianischem Nachtgewand,
Die obere Hälfte mit Luft umwoben,
Und, wo die Decke sich verschoben,
Ein rundes Kniee herausgehoben.

Aber keineswegs! Völlig angezogen, sogar das Gesicht dicht verhüllt, liegt auf dem Ruhebett eine Dame, eine orientalische Prinzessin — so sagt sie — die auf einer Reise durch Frankreich des Schutzes des Herrn Gandalin dringend benötigt. Da gibt's für einen Rittersmann keine Absage, und also wird er die geheimnisvolle „Jelängerjelieber"

Jelängerjelieber?
Rief Gandalin. — „Jelängerjelieber"?
Ruft — wie ich bereits verständigt bin —
Einhellig Leser und Leserin.

er wird sie auf ihrer Fahrt geleiten. Nie weicht von ihrem Antlitz die Maske, nie von ihrem Körper die Verhüllung, aber das Geheimnis lockt, die Reden der Unbekannten dringen zum Herzen — und der arme Gandalin verfällt in den seltsamsten Zustand: innig wie nur je liebt er seine Sonnemon und er liebt zugleich innig die Verschleierte. So lebt er dahin, treu und untreu, bis er endlich entdeckt, was der Leser schon längst gemerkt hat, dass die Unbekannte niemand anders ist, als die erste, die einzige Geliebte:

Und siehe, Mantel und Schleier fallen
Von ihren Schultern und — Sonnemon
(O Lieb' um Liebe, o süßer Lohn
Der schwersten Prüfung): Sonnemon
Lässt sich in seine Arme fallen.

Recht langsam hat der Dichter den schmachtenden Ritter an das ersehnte Ziel geführt, und wir waren ein paar mal versucht, zu rufen: Aber bitte, verehrter Herr Hofrat, so viel Zeit haben wir nicht im zwanzigsten Jahrhundert, nicht einmal in einer kleinen Schweizerstadt an einem Winter-Sonntagnachmittag. Und doch, es ist so lustig, wie der heitere Puppenspieler Herr Christoph Martin Wieland öfters den klugen Kopf hinter dem leichten Vorhang herausschiebt, um zu sehen, was für ein Gesicht wir zu seinen Erfindungen machen, wie er gelegentlich den Finger hebt: „habt ihr's gemerkt!“ oder: „ihr glaubt doch nicht, dass es mir ernst sei,“ oder „bitte, hab' ich das jetzt nicht gut gemacht?“ Und wahrlich, wer auch nur im geringsten Sinn für Anmut der poetischen Darstellung hat, der sagt immer wieder leise vor sich hin: „vorzüglich, bravo!“ In diesen Verserzählungen steckt wirklich eine Kunst, die ans Wunder grenzt. In freien, meistens vierhebigen Zeilen gleitet die Erzählung leicht dahin, sich oft in behagliche Perioden ausbreitend, die durch vielverschlungenen Reim aufs geistreichste zusammengehalten werden. Hier übt der Reim wirklich eine Funktion aus, wie es sein soll, ist nicht bloß ein angeflickter Schmuck. Und doch erscheint er, um ein feines Wort Jost Wintelers, des Pantanderdichters, zu zitieren, durchweg als

ein flatternd Band,
Durch Gedankenlocken frei geschlungen.

Köstlich ist es, wenn uns Wieland gelegentlich auf seine unglaubliche Gewandtheit im Reimen direkt hinweist, wie zum Beispiel in folgender Stelle des Gandalin, wo ihm eine Klage über die Tyrannei des Reimes zum Anlass wird, mit dem Gleichklang sozusagen Fangball zu spielen:

O Reim! Den werd' ich nimmer loben,
Der dich erfand! Zum Henker auch!
Da muss nun hinter einem Strauch,
Bloß dir zu Gefallen, mein Träumer stehen,
Um seine Prinzessin kommen zu sehen!
Und stand er, wie's doch möglich war,
Auch wirklich hinter einer Laube,
Wie kann ich hoffen, dass man's glaube?
„Der Reim,“ spricht jeder, „hat offenbar
Die Laube gepflanzt; und wenn es Ranken
Von Reben oder Geißblatt sind,
So haben wir's wieder dem Reim zu danken!“

Ja, wo haben wir doch Ähnliches schon gelesen — anderswo als bei Wieland? Das war bei dem andern heiter-skeptischen *W*, bei unserm Joseph Viktor Widmann. In seinem Wunderbrunnen von Is, einem früheren Werk — 1871 erschienen — steht zu lesen:

Das Feuer brannt' am Ufer eines Weihers,
Den alte Rieseneichen rings umstanden,
Die luft'ge Wohnung manches kühnen Reihers —
Man glaube nicht, dass Reiher hier sich fanden,
Nur weil ein Reim notwendig war auf „eiers",
Die Reiher sind zu höherm Zweck vorhanden,
Gleich jenem Fische, den der Herr kreierte,
Als Jonas sich zu predigen genierte.

Beschränkt sich etwa die Ähnlichkeit zwischen Widmann und Wieland auf gelegentliche Reimspielereien? Bewahre. Beide Dichter haben überhaupt Freude an der Bewältigung schwieriger Formen, erzählen zum Beispiel gern in Ottave rime, die sie bald freier, bald nach strengerem Gesetze bauen. Ferner: Im Wunderbrunnen und in dem später entstandenen Zelter werden Abenteuer aus der Ritterzeit in genau der selben heiteren, sozusagen spielerischen Art erzählt, die wir aus Wieland kennen und für die in den Epen der italienischen Renaissanceepoche ein Muster vorlag. Das Genre verträgt keine tiefer schürfende Charakterisierung der Personen, und so werden wir sie weder bei Wieland noch bei Widmann finden. Beide Poeten überlassen sich, unbekümmert um eine erklärungssüchtige Nachwelt, gelegentlich der Neigung auf das anzuspielen, was eben ihren Geist beschäftigt, besonders Personen und Vorgänge ihrer Gegenwart:

Der Junker zieht,
Wie Bruder Lenz — (der Dichter, Goethes Freund, ist gemeint) —
Sich aus der ersten
Impertinenz
Durch eine zweite.

(Sommermärchen)

Ich denke, wie den frommen Missionaren,
Die fern in Afrika die Mohren waschen,
Man aus Europa Frauen schickt gleich Waren,
Die Bibellosungswörtchen in den Taschen.

(Wunderbrunnen)

Die Ähnlichkeit zwischen dem älteren und dem späteren Meister erstreckt sich bis auf gewisse Menschlichkeiten und ge-

wisse künstlerische Mängel. Das faunische Lächeln, zu dem sich Wielands Antlitz öfters verzog, es ist, wie bekannt, auch gelegentlich über die Lippen des geistreichen Berner Dichters geglitten. Ferner: der Wunderbrunnen von Is ist länger, als es sein Gehalt eigentlich mit sich brächte; Wielands allzu behagliche Breite aber ist in erster Linie daran schuld, dass der Dichter fast in Vergessenheit gefallen ist. Widmann hat übrigens in späteren Jahren straffer komponiert, wie er denn auch in anderer Hinsicht mit dem einen und andern Werk über Wieland doch wohl hinausgewachsen ist. Dass die beiden Poeten verwandte Naturen waren und dass der junge Widmann von Wieland manches gelernt hat, besonders inbezug auf das dichterische Handwerk, das scheint mir außer Frage zu stehen. Auf eins sei in diesem Zusammenhange noch hingewiesen. Wieland wie Widmann waren einflussreiche Kritiker. Beiden war die Fähigkeit eigen, sich in das Wesen und die Denkweise anders gearteter Naturen zu versetzen. Mit der gleichen Unbefangenheit, mit der Wieland 1774 den Götz jenes Dr. Goethe rezensierte, der ihn kurz zuvor so hart mitgenommen hatte, mit dem selben eindringenden Verständnis, auf Grund dessen er sich später des von Goethe misskannten Kleist annahm, ist Widmann den verschiedenartigsten künstlerischen Erscheinungen gerecht geworden, einem Hodler, einem Brahms so gut wie Ariost und Gottfried Keller und Spitteler. Am schönsten hat sich Wieland über Goethe in jenem Gedicht ausgesprochen, das er zu Anfang des Jahres 1776 unmittelbar nach einem Zusammensein mit dem Dichter des Urfaust seiner Freundin „Psyche", einer Frau von Bechtoldsheim, widmete:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem andern glücklich waren,
Wie Geister im Elysium,
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein junger Zauberer! — Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar'
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher,
Und niemand fragte: „Wer ist denn der?"
Wir fühltens beim ersten Blick: 's war er.

Aber nun, wie verhält es sich eigentlich mit Wielands Nachdichtung der Alkestis des Euripides, jenem Singspiel, das den Zorn Goethes und anderer Originalgenies erregte und das im Jahr 1779 in Ettersburg in einer Weise travestiert wurde, dass Wieland, der unvorbereitet der Aufführung beiwohnte, aufsprang und, in Schmähworte ausbrechend, den Saal verließ? Die Alkestis ist eines jener Stücke des Euripides, in denen der dramatische Realist und weltschmerzliche Grübler sich mit der naiven Überlieferung in unverhüllten Widerstreit setzt. Dass die Gattin für den Gatten in die Unterwelt zu gehen bereit ist und von Herakles dem Lichte zurückgegeben wird, daran erfreute sich offenbar das Herz des Griechen zurzeit, da die Sage entstand. Die Handlungsweise Admets, der das Opfer annimmt, wurde damals kaum auf ihre Ehrenhaftigkeit untersucht. Das aber tut Euripides. Admet muss sich von seinem Vater einen Feigling, den Mörder seiner Gattin nennen lassen, und wie das Liebesopfer wirklich vollbracht ist, da erwacht in Admet selbst etwas wie Reue: er wünschte, mit der Gattin in die Gruft gestiegen zu sein. Das Stück ist voll eigentümlicher Herbheiten. Admets alter Vater hat es abgelehnt, für den Sohn zu sterben, und das macht Admet nach dem Tode der Gattin dem alten Mann mit den heftigsten Worten zum Vorwurf:

Admet: Entsetzlich, wie dies Alter bar der Scham . . .
Sieh du dich nur nach andern Kindern um,
Dein Greisentum zu pflegen, deinen Leichnam,
Wenn du gestorben bist, zu kleiden und zur Schau
Der Ehrfurcht unsres Volkes auszustellen.
Denn deines Sohnes Arm begräbt dich nicht.

Den Herakles zeichnet der griechische Dichter als einen rechten Athleten, der zwischen zwei Abenteuern „bei rohem Sange“ trinkt, bis ihm der Wein zu Kopfe steigt. Kraftvolle, bisweilen schrille Töne sind's, die der Leier des Atheners entquellen. Wieland spielt auf einem Spinett, dem ein voller Akkord nur schwer zu entlocken ist: weiche, gutklingende Musik, bei der doch auch bisweilen ein falscher Ton mit unterläuft. *Sein* Herakles ist der Mann, der für die *Tugend* — nicht die Arete der Alten, sondern die Vertu des achtzehnten Jahrhunderts — alles wagt. Admet will nicht zugeben, dass sich Alkeste für ihn opfere, und das führt zu einer jener Großmutszenen, wie sie das französische Theater

liebte, wo der Edelsinn die bekannten Künste einer hohlen Dialektik mit Wohlbehagen spielen lässt:

Alkeste: Mein Leben
Verlieren? Nein! Wenn du lebst ist es nicht
Verloren! *Leb' ich nicht in dir?*

Dazu passt es, dass Parthenia, Alkestes Schwester, mit Prinzessin angeredet wird. Und nun unterläuft dem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, der doch das ganze wirklich „verlindert und verzierlicht" hat, zuletzt noch eine recht derbe Geschmacklosigkeit. In beiden Stücken führt Herakles die von den Toten gerettete Alkestis verhüllt, für Admet zunächst unerkennbar, in das Haus des Königs zurück. Bei Euripides bittet der Halbgott seinen Freund, die Fremde, die er als Kampfpreis gewonnen haben will, in sein Haus aufzunehmen, bis er, Herakles, zurückkommen werde. Admet, der nach dem Verlust der Gattin kein Weib mehr um sich haben will, bittet, dass ihm das erlassen werde. Jetzt fällt die Hülle und Admet erkennt sein Weib. Wieland aber lässt seinen Herakles dem aufs tiefste gebeugten Freund die Verhüllte zuführen mit den Worten:

Ich bringe dir Ersatz: die liebenswürdigste
Der Töchter Gräziens begleitet mich.

Das ist nun wirklich arg. — Und doch: Wielands Alkeste hat ihre Vorzüge: vor allem einen gleichmäßig gehobenen Stil, der einem Goethe den Weg zu seiner Iphigenie zeigen konnte. Und des weitern fehlt es nicht an empfundenen, wahrhaft poetischen Stellen. Nur eine Probe:

Admet: Irrst du schon, geliebter Schatten,
Um Lethes Ufer? — Ah! Ich seh sie gehn!
In traur'ger Majestät geht sie allein
Am dämmernden Gestad; ihr weichen schüchtern
Die kleinen Seelen aus, sehn mit Erstaunen
Die Heldin an. — Der schwarze Nachen stößt
Ans Ufer, nimmt sie ein. — Der Schleier weht
Um ihren Nacken. — O nach wem, Geliebte,
Unglückliche, nach wem siehst du so zärtlich
Dich um? Ich folge dir, ich komme! —
Weh mir! Schon hat das Ufer gegenüber
Sie aufgenommen! Liebreich drängen sich
Die Schatten um sie her, sie bieten ihr
Aus Lethes Flut gefüllte Schalen an.

O hüte dich, Geliebte. Koste nicht
Von ihrem Zaubertranke! Ziehe nicht mit ihm
Ein ewiges Vergessen unsrer Liebe ein.

Wer die Spannweite von Wielands Geist ermessen will, der darf sich's nicht verdrießen lassen, den Roman *Agathon* zu lesen, in welchem der Dichter, als Grieche aus der Zeit Platos auftretend, seine seelische Entwicklung schildernd, die Probleme untersucht hat, die ihm als die wichtigsten erscheinen. Agathon wächst im Tempelbezirk von Delphi heran und erfasst hier mit der ganzen Wärme, deren ein fein gearteter junger Mensch fähig ist, die „orphische Theosophie", eine Philosophie, welche sowohl der Wissbegierde als der Neigung zum Wunderbaren, die der Jugend eigen ist, Genüge tut, indem sie die Welt als Schöpfung eines weisen und guten Geistes erkennen lässt, „in der anscheinenden Verwirrung der Natur eine majestätische Symmetrie, in der Regierung der moralischen Welt einen unveränderlichen Plan" zeigt und der als unsterblich gedachten Seele die Aussicht auf eine grenzenlose Wonne in der Zukunft eröffnet. Man sieht, wie nahe diese sogenannte orphische Theosophie dem Vernunftchristentum der Aufklärungszeit steht. Ein wunderbares Schicksal verschlägt den jungen Mann, dessen Herz von Idealen geschwellt ist, der die Menschen nur flüchtig, die aufrüttelnden Leidenschaften der eigenen Brust noch gar nicht kennen gelernt hat, als Sklaven nach Smyrna in das Haus des materialistischen Ästheten Hippias, der es nun darauf ablegt, den Schwärmer zu seiner Weisheit zu bekehren: „Befriedige deine Bedürfnisse, vergnüge alle deine Sinne, erspare dir, so viel du kannst, alle schmerzhaften Empfindungen." Der Versuch des Hippias misslingt: eine Natur von starker, ethischer Prägung, kann Agathon niemals zugeben, dass sich unser Streben in der Sorge um unser eigenes Wohlbefinden erschöpfen dürfe. Die Sehnsucht nach einem bessern Lebensinhalt erstirbt in ihm auch zu der Zeit nicht, da er in den Armen der Hetäre Danae das Glück heißesten Genusses kennen lernt, ein Glück, vor dem seine Vorstellungen von einer höheren Welt, die, als Vorbild der irdischen gefasst, unserm Tun erst die Weihe gebe, langsam verblassen. Gequält vom Zwiespalt zwischen dieser skeptischen Denkart, der sich sein Verstand zuneigt und den religösen Bedürfnissen seines Herzens, stürzt sich Agathon am Hofe des

jüngeren Dionysius von Syrakus in den Strudel des politischen Treibens. Er möchte im Verein mit dem Herrscher, auf den er Einfluss gewinnt, der Beglücker des sizilischen Volkes werden; von der Erfahrung gereift, die Menschen nicht mehr für mehr nehmend, als sie sind, vergisst er nicht: „wie viel man oft den Umständen nachgeben muss, dass der vollkommenste Entwurf an sich selbst oft der schlechteste unter den gegebenen Umständen ist, dass in der moralischen wie in der materiellen Welt nichts in gerader Linie sich fortbewegt.“ Agathons schöner Plan misslingt, er findet sich eines Tages im Gefängnis und unterliegt nun einer Stimmung, die ihm die Philosophie des Hippias nicht mehr als so ungereimt erscheinen lässt. Wie nun aber ein Zufall ihm diesen Sophisten wieder vor Augen führt, da fühlt Agathon lebhaft, dass er durch einen Abgrund von dem flachen Genussmenschen geschieden sei. Aus dem Kerker entlassen, begibt sich Agathon nach Tarent zu seinem Gastfreunde, dem Pythagoräer Archytas, dessen ruhiges Wirken das Glück seiner Angehörigen und seiner Mitbürger begründet hat. Mit Verwunderung entdeckt der junge Mann, dass die edle Gesinnung und die Lebenstüchtigkeit dieses wirklichen Weisen durch eben die selben Ideen und Grundsätze mit bedingt sind, denen er selbst sich allmählich entfremdet hat. Im Gegensatz zu Agathon hat Archytas das Leben als ein Mithandelnder kennen gelernt, ehe er dazu kam, die religiös-philosophischen Ideen, in denen er erzogen worden, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Auf die Länge blieb ihm doch nicht verborgen, dass scharfsinnige und gelehrte Männer seine Vorstellungen für unerweislich, ja für schwärmerisch und chimärisch hielten. Das führte ihn dazu, sich zu fragen, welchem Ziele unsere geistige Entwicklung vernünftigerweise zustreben müsse. Er fand es in der völligen Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, wobei diese zu herrschen habe. Solche Harmonie zu erringen ist nicht leicht, schwerer noch, sie in allen Stürmen zu wahren. Archytas fühlt das Bedürfnis nach einer Stütze, „einem System der Lebensweisheit, das auf einem Grunde steht, den keine entgegenwirkende Kraft weder von außen noch von innen zu erschüttern vermag“. Und er kommt zur Überzeugung, dass ihm alle negierende Sophistik nichts helfen könne, dass er eine bessere Norm, einen besseren Ariadne-Faden durch's Labyrinth des Da-

seins nicht finden könne, als eben die Weisheit, in der er erzogen worden war, den Glauben, dass dieses Weltall „nicht das Werk eines blinden Ungefährs sei, sondern die sichtbare Darstellung von Ideen eines unbegrenzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft, eine Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftigen Wesen, deren ewiges Grundgesetz gemeinschaftliches Aufstreben nach Vollkommenheit ist". Dass dieser Glaube mit seinem sittlichen Streben im Einklange steht, dass er nichts Höheres, Besseres, Vollkommeneres denken kann, das eben gilt dem Archytas als die Beglaubigung seiner Wahrheit. Er empfindet es nun als seine Pflicht, die Gerechtigkeit, Ordnung, Harmonie, die er im Weltganzen zu erkennen glaubt, unter den Menschen zu verbreiten, so weit sein Einfluss reicht. Dabei handelt er bei jedem Rufe der Pflicht so, als ob alles auf seine eigene Kraft ankomme und er sich erst, wo diese durchaus nicht mehr zureicht, eines höheren Beistandes getrösten dürfe; er tut auch alles, was der Augenblick von ihm fordert, ebenso sorgfältig, als ob sein ganzes Dasein auf die Dauer dieses Erdenlebens eingeschränkt wäre. — Wer von Kant herkommt, wird den theoretischen Unterbau dieser Weltanschauung vielleicht brüchig finden; verächtlich ist sie darum doch keineswegs, jene Weisheit, die Agathon, seine Erziehung vollendend, im Umgang mit dem Weisen von Tarent sich zu eigen macht.

Wielands Agathon hat große Vorzüge und fühlbare Mängel. Das Buch ist bedeutend als der erste große Entwicklungsroman, der seit dem Simplizissimus in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Wie die seelischen Vorgänge auseinandergelegt, die Kräfte aufgedeckt werden, welche das Heranreifen eines Menschen bedingen können, das ist durchaus bemerkenswert. Die Darstellung ist in weiten Partien glänzend. Die Lektüre des Agathon hinterlässt, wie die der Abderiten, den Eindruck, dass Wieland nicht nur über die Theorie der Künste selbständig gedacht habe, sondern dass ihm ein feiner Geschmack eigen war, dass beispielsweise sein Auge besser geschult gewesen sei, als das der meisten Deutschen seiner Zeit. Zu bedauern ist, dass der Schriftsteller immer wieder zu dem Mittel wortreicher, lehrhafter Analysen greifen muss, um uns das Denken seiner Personen fassbar zu machen. Dass die Schilderung des politischen Treibens in Athen

blässlich erscheint, das wird man billigerweise damit entschuldigen, dass uns trotz aller schriftlichen Überlieferung so manches im Leben der alten Völker rätselhaft geblieben ist und bleiben wird.

Man hat es Wieland verdacht, dass er die Griechen und ihre Verhältnisse modernisiert, dass er seine Smyrnioten und Syrakusaner oft wie Menschen des achtzehnten Jahrhunderts denken und reden lässt. Allein es ist fraglich, ob Wielands Griechen von denen des Altertums weiter abstehen als die zu dauernder Erhabenheit aufgepolsterten Mannequins, die man uns lange Zeit als Wesen von Fleisch und Bein und wirkliche Athener ausgegeben hat. Bei diesem Anlass möchte ich nicht verschweigen, dass einen etwas wie Beschämung anwandelt, wenn man merkt, was für süße Früchte die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts vom Baum der antiken Kultur gepflückt haben, wie ihnen intensivstes Studium der alten Literatur und Philosophie den Sinn für die verschiedensten Lebensprobleme in der Art öffnete, dass sie sich in der Welt des Geistigen mindestens so leicht zurechtfanden, wie wir Menschen der Gegenwart mit unserem aphoristischen Schulwissen aus allen möglichen Gebieten.

Es ist wohl verständlich, dass die kluge Herzogin Anna Amalie von Weimar im Jahr 1772 auf den Gedanken kam, den Verfasser des Agathon und des sozialpolitischen Romans: der goldene Spiegel der Universität Erfurt, an der er damals lehrte, zu entführen und ihn unter die Erzieher ihrer Söhne Karl August und Konstantin einzureihen. Sie sah dabei über die Tatsache weg, dass der Pfarrerssohn aus Biberach, der in Bern französische Aufklärungskultur in sich aufgenommen hatte, auch der Autor einiger recht schlüpfriger Gedichte war. Dass die Lektionen des damals vierzigjährigen Wieland die literarischen und philosophischen Interessen der jungen Prinzen auf's reichlichste befruchteten, versteht sich bei der geistigen Beweglichkeit des Mannes von selbst. Weniger befriedigt war die Herzogin von Wielands erzieherischem Einfluss. Am 9. Dezember 1773 klagte sie dem Staatsminister von Fritsch: „So sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, dass er das menschliche Herz im allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen. Er hört zu sehr auf Schmeichler und überlässt sich ihnen.“ Dazu ist zu sagen, dass die Herzogin, die den Thronfolger zu lange als Kind behandelt hatte, zeitweise auf

die Erzieher ihrer Söhne eifersüchtig war, wie man in Wilhelm Bodes trefflichem Buch über Karl August nachlesen mag. Aber auch der Freiherr Karl von Lyncker überliefert in seinen höfischen Erinnerungen, Wieland habe sich zur Heranbildung junger Leute nicht so recht geeignet, „weil er viele Launen hatte, mitunter sehr heftig und nicht gewohnt war, mancherlei Vorfälle des Lebens gelassen anzusehen". Sicher ist, dass der junge Fürst seinem Lehrer immer ein freundliches Andenken bewahrte und dass Wieland nach Karl Augusts Regierungsantritt, welches Ereignis ihn in den Genuss einer Pension setzte, aus der er die dringendsten Bedürfnisse für seine große Familie bestreiten konnte, mit der Regentin-Mutter stets in freundschaftlichen Beziehungen blieb. Dass sich Wieland seine Selbständigkeit zu wahren wusste, ergibt sich daraus, dass er sich bei Antritt seines Amtes bestimmt weigerte, ein Glaubensbekenntnis abzulegen. Die Verse, die er bei der Thronbesteigung seines Schülers schrieb, klingen uns byzantinisch. Wenn man aber weiß, wie enthusiastisch er sich auch in Privatbriefen über fürstliche Personen äußerte, so wird man billigerweise annehmen, dass er in seinem Verhältnis zu den Großen der Welt einfach einer Suggestion unterlegen sei, der auch Goethe des öftern seinen Tribut zahlte. In der Denkrede, die Goethe nach Wielands Abscheiden in der Freimaurerloge zu Weimar hielt, rühmt der Meister Wielands tüchtiges, offenes Wesen, die Unbefangenheit seines Urteils, seine Liebenswürdigkeit im persönlichen wie im literarischen Verkehr, ja, seine Charakterfestigkeit: „Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen." Anderseits deutet er an, dass Wieland, der Mann der Mäßigung, der Feind aller Schwärmerei, einer tiefsten, dauernden Begeisterung für Menschen oder Ideen nicht fähig gewesen sei. Dass Wieland eitel war, ist uns von mehreren, die ihn kannten, überliefert worden.

Wer könnte sich darüber wundern, der da weiß, dass die Monatsschrift: *der teutsche Merkur*, die Wieland seit 1773 herausgab, mehr Erfolg hatte und einen weitergreifenden Einfluss übte als alle literarischen Unternehmungen der Weimarer Größen! Im Merkur hat Wieland die meisten jener Verserzählungen zuerst erscheinen lassen, auf denen sein Ruhm vorab beruht. Ich nenne außer der schon in den sechziger Jahren veröffentlichten Musarion

und dem Gandalin: das Sommermärchen, das einen Stoff aus tausend und einer Nacht behandelt, Pervonte oder die Wünsche, nach einem italienischen Märchen gearbeitet und dem Gandalin an die Seite zu stellen, Geron den Adeligen, schlecht komponiert, aber doch wertvoll, nicht allein durch die tugendhafte Tendenz, die dem Gedicht die Ehre eingetragen hat, in allen literarischen Leitfäden an erster Stelle genannt zu werden, endlich den Oberon, ein Werk, reich an glänzenden Partien — wie herrlich doch gleich der Anfang! — aber für mein Gefühl zwiespältig durch den Wechsel von scherzhafter und pathetischer Darstellung. *Die Abderiten,* eine auf schärfster Beobachtung beruhende Karikierung kleinstädtischer Verhältnisse, zu lang, aber voll Geist, verdient auch darum Beachtung, weil hier in der Person des Demokrit zum erstenmal in einem erzählenden Werk ein Naturforscher moderner — oder bald nicht mehr moderner? — Art geschildert worden ist, ein Gelehrter, der, jeder philosophischen Spekulation abhold, sich durchaus auf den Boden der Erfahrung stellt. Im Merkur sind endlich auch einige jener Gespräche erschienen, in denen Wieland die geschichtlichen Ereignisse der Zeit in geistreicher und zutreffender Weise kommentiert hat. Er wagte es, die Hinrichtung Ludwigs XVI. zwar nicht zu entschuldigen, aber doch aus den Verhältnissen zu erklären und verlieh seiner Bewunderung für das französische Volk beredten Ausdruck. Anderthalb Jahre vor dem Staatsstreich hat er die Diktatur Bonapartes vorausgesagt. Wieland ist unter den deutschen Geistesheroen der Zeit vielleicht der einzige gewesen, der für politische Realitäten Verständnis hatte. Dass er es besaß, erklärt sich wohl einerseits aus seinem achtjährigen Aufenthalt in Zürich und Bern, (1752—60), anderseits aus der Tatsache, dass er in den sechziger Jahren am Regiment einer kleinen Republik, der Reichsstadt Biberach, seiner Vaterstadt, Anteil hatte.

Am 20. Januar dieses Jahres waren hundert Jahre verflossen seit dem Tage, da Christoph Martin Wieland aus der Zeitlichkeit schied. Dies war für mich der *äußere Anlass,* einmal von diesem Manne zu reden, der darum nicht minder ein großer Stern ist, weil heutzutage nur selten ein Auge die Region des Himmels sucht, wo er in stillem Glanze leuchtet.

AARAU HANS KAESLIN

□□□